



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Schleswig-Holstein.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und daß man in Berlin einsehen lernt, das Maß der durch den Umschwung von 1866 nothwendig geforderten Opfer sei groß genug, als daß diese ohne ernststen Schaden durch Forderungen gouvernementaler Bequemlichkeit und ministeriellen Vorurtheils erhöht werden dürften.

Aus Schleswig-Holstein.

Ende Juni 1869.

Sie wünschen, so schreiben Sie mir, bald einmal wieder etwas von Ihrem Correspondenten aus Schleswig-Holstein zu hören. Wenn doch auch in solchen gegenseitigen Beziehungen „der Wunsch des Gedankens Vater“ sein könnte — das Schreiben von hier aus würde mir sicherlich um vieles behender von der Hand gehen. Es ist heutzutage unter der Fülle großer und kleiner Tagesereignisse, mit denen die Zeitungen sich und uns ernähren, an sich schon ein Stück Arbeit der Abstraction und Beobachtung nöthig, in Zusammenfassung des Wesentlichen einem gewissen Kalender-Zeitabschnitt die charakteristische Signatur aufzuprägen. Wie viel mehr Mühe muß sich der Provinzbewohner geben, der in seinem beschränkten Bereich nicht einmal jene ephemeren Ereignisse als Stoff und Anregung für eine periodische Correspondenz zu verwerthen vermag! Denn daß sich hier zu Lande in den Monaten, die seit meinem letzten Bericht verflossen sind, absolut gar nichts hat ereignen wollen, was über das dürftigste locale Interesse hinausgegangen wäre, selbst dies wird ihnen keine mittheilenswerthe Neuigkeit sein. Wollen Sie es mir hiernach verargen, wenn ich an jene allgemeinen Betrachtungen wieder anzuknüpfen geneigt bin, mit denen ich vor fast Jahresfrist für die grünen Blätter zu correspondiren anfang? Was mich damals am meisten interessirte, die Formen und der Geist preußischer Politik, die jetzt hier an der inneren Annexion arbeiten, ist es nicht auch heute noch der dankenswertheste Stoff?

Wenn Preußen einmal durch ein thatächliches Experiment an einem großen lebenden Körper der Welt beweisen wollte, welche unverwüßliche Kraft seiner Justiz und welche Impotenz seiner gegenwärtigen Administration innewohnt, so kann es sich auf Schleswig-Holstein berufen. Mir ist's noch täglich ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung, unsere Gerichtsorganisation zu beobachten, wie sicher und fest etablirt sie nach so unendlich kurzer Zeit dasteht, wie schnell Land und Leute sich in sie hineingelegt haben. Unsere Amts- und Kreisgerichte, Schöffen- und Schwurgerichte, die ganze Maschinerie des Civil- und Strasprocesses, all' das function-

nirt heute im Großen und Ganzen so glatt und zuversichtlich, als läge der 1. September 1867 bereits außerhalb des Gedächtnisses der Lebenden. Dabei sind wir unter uns durchaus nicht der Meinung, nur Vortreffliches in der neuen Justizverfassung zu besitzen. Im Gegentheil raisonniren, nergeln und quängeln wir im Einzelnen laut, wie noch mehr im Stillen endlos daran herum und freuen uns stets kindlich, wenn wir irgend einen noch so winzigen Punkt entdeckt haben, der mit einigem Schein zu der befriedigten Bemerkung Anlaß geben kann: darin war es früher doch besser. Auch brauchen wir in der That dringend weitere Reformen auf dem Gebiet der Civilproceßordnung, des formellen, wie materiellen Creditrechts (Concurs-, Pfand-, Hypothekenrechts), und das organische Verhältniß der Kreis- zu den Amtsgerichten muß gleichfalls wesentlich umgebildet werden. Darum handelt es sich aber nicht in meinem Sinne. Worauf es mir ankam, war nur, die unleugbare That- sache zu constatiren, daß bei allen von den Fachleuten beregten Reform- bedürfnissen die Grundzüge der geltenden Gerichtsordnung bei Freund wie Feind als dauernde Errungenschaften gelten, die durch nichts Besseres zu er- setzen und durch keine politische Veränderung mehr zu erschüttern sind. Sie würden selbst die preußische Herrschaft überdauern.

Kann man dasselbe von der neuen Verwaltungsordnung sagen? Kann man da überhaupt von einer Ordnung sprechen, wo lediglich eine plan- und systemlose Vielregirerei sich breit macht, ein zerfahrenes, wirres, willkürliches Hin- und Herzerren in der Administration, wo nichts von bleibendem Werth geschaffen wird. Schleswig-Holstein ist entschieden die am schlechtesten admini- strirte Provinz des ganzen Staates. Die Schuld davon soll nicht dem Grafen Eulenburg, nicht dem Oberpräsidenten, nicht den altländischen und auch nicht den eingeborenen Mitgliedern der Schleswiger Regierung impu- tirt werden. Die preußische Administration von heute ist überhaupt ohne Mark und Nerven, alt und abgenutzt und überreif, um der Selbstverwaltung Platz zu machen. Wo sie sich nicht, wie hier in Schleswig-Holstein, in dem ausgetretenen Geleise alter Traditionen und Instructionen bewegen kann, fällt sie ins Taumeln, Tappen und Spielen. Selbst auf den Gebieten, wo im Grunde nur die Organisationen und Reformen der alten Provinzen mit einigem Verstand nachzubilden sind, in Ordnung des Kirch- und Schulwesens, der Me- dizinal- und Baubehörden, der Steuerveranschlagungen, in Regulirung und Ab- lösung der Jagdgerechtigkeiten, Zwangs- und Bannrechten, ländlichen Com- munionen herrscht eine entsetzlich schleppende, schlendrige, zusammenhangslose Methode des Vorgehens. Durch die ungeschickte und unüberlegte Art, mit der man beispielsweise neuerdings in den Bureaus der Regierung in Schleswig die von den Bezirkscommissionen eingeschätzten Arten der direkten Steuern systematisch in die Höhe zu schrauben für gut fand, hat man es verstanden,

die Commissionen derartig vor den Kopf zu stoßen, daß die schwachen Anfänge kreisständischer Selbstverwaltung völlig desorganisirt werden mußten. Die Landrätthe, die ohnehin noch an dem Räthsel ihres Daseins zu grübeln haben, werden durch endloses Rescribiren und Berichten thunlichst beschäftigt. Die im Lande aufgezogenen vormaligen Amtsmänner sollen sich in dieser Thätigkeit sehr wohl fühlen. Von einem der aus den alten Provinzen hierher versetzten Landrätthe wird erzählt, er habe sich bereit erklärt, zu Fuße wieder nach seiner schlesischen Heimath zurückzuwandern, wenn man ihm sein altländisches Amt zurückgeben wollte.

Trotz alledem wächst die Provinz unverkennbar schnell mit dem Staate zusammen. Die Logik der Thatsachen, die Natur der Dinge ist denn doch stärker als alle Mißgriffe des Regiments und alle Elemente der Unzufriedenheit, die aus jenen ihre kümmerliche Nahrung ziehen. Versorgten wir nicht selbst unsere Gegner mit Stoff zum Kritteln und Nergeln, es bliebe ihnen ja absolut nichts Positives übrig, das sie der preußischen Herrschaft, außer ihren eigenen Fehlern, entgegenzusetzen wüßten. Denn Bevölkerung in Stadt und Land vergißt es zusehends immer vollständiger, die Blicke nach rückwärts zu kehren in die grauen Nebel unklarster politischer Strebungen, und ein rüstiges Vorwärtstreben auf dem Boden der gegebenen politischen Gestaltungen ist allwärts zu beobachten. Die materiellen Interessen, durch die Verbindung mit dem Zollverein an das große Vaterland fest geknüpft, arbeiten schließlich am stärksten für die Verschmelzung. Im August soll in Altona eine Landes-Industrieausstellung mit internationaler Erweiterung eröffnet werden. Wem, glauben Sie wohl, hat man das Protectorat mit Erfolg angetragen? Keinem geringeren Mann, als dem Grafen Bismarck! Und wenn auch diese Demonstration wesentlich einer Persönlichkeit zu danken ist, die hervorragend durch kaufmännische Intelligenz und Tüchtigkeit seit lange zu den treuesten Vorkämpfern der preußischen Herrschaft in den Herzogthümern gehört, dem Vertreter der ersten deutschen Firma in Ostasien W. v. Pustau in Altona, so ist es doch bemerkenswerth genug, daß Schleswig-Holstein i. J. 1869 sich bereits Solches vom Grafen Bismarck gefallen läßt!

Am langsamsten geht selbstverständlich der nationale Assimilierungsproceß auf dem Gebiet der intellectuellen Cultur vor sich, die doch schließlich sowohl dem politischen, wie dem wirthschaftlichen Fortschritt die allein sichere Basis abgibt. Die allgemeine Bildung steht hier zu Lande entschieden sehr erheblich unter dem Niveau der bürgerlichen Intelligenz in Mittelsdeutschland, und die selbstgenügsame dünnelhafte Art, mit der man auch hierin sich gern als Normalmensch betrachtet, ist nicht das geringfügigste Symptom dieser intellectuellen Schwäche. Ein weiteres möchte ich beiläufig in dem Charakter

unserer Frauenwelt finden. So unhöflich es klingt, aber mir ist selten in Deutschland unter den gebildeten Ständen ein auffälligerer Mangel an Geist und Gemüth, verinnerlichtem Interesse für Kunst, Poesie oder schöne Literatur begegnet, wie unter den Frauen Schleswig-Holsteins. Ein grobschlachtiger Materialismus, der endemisch hier das geistige Leben der gebildeten Classen beherrscht, spiegelt sich unschön in den Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen des schwächeren Geschlechtes ab. Es ist ganz erstaunlich, wie gut ein tüchtiger gesunder Menschenverstand, Kenntniß fremder Länder und Menschen, praktische Weltklugheit und Erfahrung neben einer Verkümmernng aller höheren geistigen Interessen einhergehen können. Auch mit der eigentlich gelehrten Bildung ist es schlecht bestellt. Der hervorragendste Platz ist unbedingt den Aerzten einzuräumen, die in der Wissenschaft, wie in der Praxis ihres Faches keinen Vergleich mit ihren Berufsgenossen außerhalb zu scheuen haben. Desto ungünstiger würden bei solchem Vergleich die anderen Facultäten fahren, vor allem die theologische und die juristische. Die Philologen sind durch ihre altherkömmliche Freizügigkeit im Provincialtypus weniger kenntlich. Aber ein engherzigeres, beschränkteres Lutherthum, und ein handwerksmäßigerer Geschäftsbetrieb, als unter den Geistlichen und Juristen hier zu Lande grassirt, sie sind sonst wohl nur noch in Mecklenburg zu Hause. Selbständiges Studium der Quellen, Kenntniß der Literatur, Durchdringen der wissenschaftlichen Methode, Beherrschung der technischen Form wird man bei dem Durchschnitt der richterlichen Beamten im landrechtlichen Altpreußen in viel höherem Grade entwickelt finden, als auf diesem günstigen Boden des gemeinen Rechts. Die Hülfswissenschaften, auf die der heutige Jurist so dringend angewiesen ist, Nationalökonomie, die politischen und socialen Doctrinen liegen gänzlich brach. Hierin aber kann erst Wandel eintreten, wenn der nothwendige, jezt noch ganz fehlende Austausch im Beamtenthum und den gebildeten Elementen überhaupt zwischen Schleswig-Holstein und den anderen Provinzen des Staates stattfindet, und vor Allem, wenn die Universität Kiel aufgehört hat der jüngeren Generation ihren eigenthümlichen Stempel aufzudrücken. Daß die jungen Leute nicht mehr, wie früher, verpflichtet sind, zwei Jahre ihres Studiums in Kiel zuzubringen ist schon Gewinn. Besser wäre es, sie würden der Versuchung, aus Bequemlichkeit, Sparsamkeit, oder landsmannschaftlichem Interesse in Kiel zu studiren, überhaupt enthoben. Die von den „Grenzboten“ zuerst angeregte Frage einer Verlegung der Universität von Kiel nach Hamburg kann, glaube ich, nur nach der einen Seite zu ernsthaften Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben, ob gerade Hamburg sich dazu eignet, der Wissenschaft und ihren Jüngeren als Pflanzstätte zu dienen. Daß Kiel dazu nicht, oder nicht mehr angethan ist, scheint mir außer allem Zweifel zu liegen. Fern ab von allen Mittelpunkten und Brennpunkten des

geistigen Lebens, in den Winkel gedrückt, kleinstädtisch, eingesponnen in einen höchst engen Particularismus politischer wie unpolitischer Art ist diese Hochschule so recht darauf angelegt, Lehrern, wie Schülern den geistigen Horizont beschränkt zu erhalten, eine quietistische, selbstgenügsame Richtung zu entwickeln. Selbst als Durchgangestation für die Professur jüngerer Docenten erscheint sie nicht geeignet; strebsame Kräfte fliehen sie möglichst. Sie leidet ohnehin an Dürftigkeit der Frequenz. Was ist das für eine Universität mit 8 Docenten, 30 Studenten der Jurisprudenz, im Ganzen über 50 Lehrern und etwas über 150 Schülern! Man sollte diesen Universitätsflecken getrost eingehen lassen und die Studirenden für die Staatsämter schon jezt verpflichten, mindestens die letzten Semester unbedingt nicht in Kiel, sondern in Berlin oder einer anderen wirklich universellen Universität Altpreußens zuzubringen. Schleswig-Holstein würde ein Bedürfniß nach Ersatz für den Verlust des Christian-Albrechts-Instituts wohl nur in der Einbildung fühlen, in Wahrheit aber reiche Entschädigung in dem frischeren Einströmen der freien, universellen, nationalen geistigen Bildung erhalten. Für die pastoralen Bedürfnisse der 900,000 Schleswig-Holsteiner könnte man ja immer eine theologische Facultät als berechnigte Landeseigenthümlichkeit irgendwo, vielleicht am Sitze eines der Landesklöster, bestehen lassen.

So lange der durch die halbinsulare Lage unserer Provinz entwickelte Bann, der auf der Intelligenz der Bevölkerung lastet, nicht gehoben ist, werden wir auch keine respectable Presse erhalten. Noch ist wenig zu merken, daß die Gedankenöde, Trivialität und geschmacklose Form in unseren Zeitungen an Breite verliere. Der „Altonaer Merkur“, das älteste und lange Zeit wohl immer beste Blatt der Provinz, ist inzwischen in die Hände eines Hamburger speculativen Buchhändlers gefallen, der auf Hamburger Seite Eigenthümer der vielgelesenen, in demokratischem Sinne redigirten „Reform“, ist — eine Straßenbreite davon entfernt den Verleger des in preussisch-officiöser Manier von der Berliner Centralpressestelle und Herrn Edgar Bauer redigirten Altonaer Blattes abgibt. Derartige politische Charakterköpfe findet man hier ganz natürlich. Obwohl das Blatt fortgesetzt durch die officiellen Anzeigen sämtlicher Behörden subventionirt wird, ist seine Abonnentenzahl auf einige Hundert heruntergekommen, und es bleibt ziemlich unbegreiflich, wer eigentlich noch dabei seine Rechnung findet. Die Regierung scheint sich von dieser Seite her besondere Erfolge auch nicht mehr zu versprechen. Sie hat dafür in Kiel mit dem „Kieler Correspondenzblatt“ ein neues officiöses Presseunternehmen versucht, das seit dem 1. April d. J. um sein Dasein kämpft. Als Redacteur fungirt Dr. Julius Schladebach, der, irre ich nicht, vor zehn Jahren die „Posener Zeitung“ in officiösem Sinne leitete, dann im Berliner Centralpreszbureau beschäftigt wurde, dann in Hannover einige Jahre die

Welfenpolitik in der Presse vertrat, dann kurze Zeit nach der Katastrophe des Jahres 1866 im Preßbureau des Generalgouverneurs thätig war und endlich am „Altonaer Merkur“ ein Unterkommen fand. Von Altona ver-
schrieb man ihn nach Kiel. Sollte der Mann uns wirklich eine tüchtige Provinzialzeitung schaffen können? Und wenn er das Unmögliche leistete, wann und wo werden sich die Kräfte finden, die eine tüchtige Zeitung dauernd unterstützen, wo wird das Publicum sein, das sie liest?

Pariser Correspondenz.

Paris, Ende Juni.

So aufgeregte Wochen wie die lezt vergangenen hat Paris nicht erlebt, seitdem das eiserne Scepter des dritten Napoleon alles öffentliche Leben niedergeschlagen, das freie Wort ertödtet hatte. Die Wahlen zum Corps législatif haben gezeigt, daß in dem großen, scheinbar erstarrten Körper eine dumpfe Gährung herrschte, eine um so schlimmere, als sie sich auf keine Weise Luft machen konnte. Zwar sind wir weit davon entfernt, die Hoffnungen sanguinischer Republikaner oder die Befürchtungen ängstlicher Bürger zu theilen, die sich am Vorabend einer großen politischen und socialen Revolution wähnen; daß aber die lezten Ereignisse mehr zu fürchten als zu hoffen geben, das kann nicht geleugnet werden.

Schon lange war die Wahlcampagne eingeleitet, schon lange fingen die Parteien an sich scharf zu zeichnen, und man konnte ahnen, wie heftig der Kampf werden würde. Im vorigen Sommer bereits erschien das Buch von Eug. Ténot, einem Mitarbeiter des „Siècle“, über den Staatsstreich vom 2. December, das über die Vorgänge des grauenvollen Tags, über die Haltung der Provinz namentlich viel Neues und Interessantes brachte. Unmittelbar daran schloß sich die Sammlung für Baudin's Denkmal, und bei dieser Gelegenheit wurde der junge feurige Advocat Gambetta (den eben erst der Herzog von Persigny als besonders gefährlich hinstellte), den Parisern durch seine glänzende Rede bekannt. Denn man darf nicht vergessen, wie viel empfänglicher als wir unsere westlichen Nachbarn für die Gewalt des Wortes sind; wer von den diesjährigen Candidaten nicht ein bedeutendes Rednertalent besaß, der hatte einen schweren Stand seinen Zuhörern gegenüber, und eine bei den förmlichen dialectischen Tourneren, welche bei den Wahlversamm-